

tionen und der meisten Bürger sowie das Schicksal der Juden dementieren hier jede nachträgliche Apologie. Gertrud Luckner und der Kreis um den Rundbrief haben es schon vor Jahrzehnten als ihre existentielle Pflicht empfunden, was die Würzburger Synode folgendermassen umschreibt: »Wir sehen eine besondere Verpflichtung der deutschen Kirche innerhalb der Gesamtkirche gerade darin, auf ein neues Verhältnis der Christen zum jüdischen Volk und seiner Glaubensgeschichte hinzuwirken.« Hätte es diese Beziehung zwischen Juden und Christen schon früher gegeben, so wäre Auschwitz unmöglich gewesen. Der »Freiburger Rundbrief«, der, das soll hier ausdrücklich dankbar anerkannt werden, ohne Unterstützung des Freiburger Bischöflichen Ordinariats und der Deutschen Bischofskonferenz sowie des Deutschen Caritasverbandes und der Bundeszentrale für politische Bildung seine Kontinuität nicht hätte bewahren können, ist weit mehr als eine interessante Publikation auf einem für Christen mehr oder weniger abseitigen Fachgebiet. Der Rundbrief ist für sehr viele Religionslehrer über Jahrzehnte das einzige Medium, etwas über Juden und Judentum zu erfahren, weil man keine persönliche Beziehung mehr zu jüdischen Menschen hat, da diese nicht mehr oder nur in kleiner Zahl in der näheren Umgebung leben, vollends nicht in kleinen Orten. Längst bevor das Konzil schliesslich den christlich-jüdischen Dialog als erstrebenswert anerkannt hatte, haben im »Freiburger Rundbrief« bereits Juden und Christen miteinander geredet, ohne einen schädlichen Synkretismus zu lehren, aber auch ohne gegenseitige Missionsabsicht, denn der Begriff der »Judenmission« war ja bekanntlich eines der Hindernisse, das erst aus dem Weg geräumt werden musste, ehe Juden und Christen in einen Dialog miteinander eintreten konnten, in dem beide über ihr Eigenes sprechen ohne Bekehrungswut und Prosely-

tenmacherei. Den Juden als Partner zu akzeptieren, fiel anfangs manchen Christen gar nicht so leicht, und der »Freiburger Rundbrief« hat zu der heute fast selbstverständlichen Erkenntnis beigetragen, dem, der anders ist, den ihm gebührenden Respekt zu erweisen und ihn nicht abzuwerten.

Die Arbeit am »Freiburger Rundbrief« hätte für Gertrud Luckner schon eine Lebensleistung dargestellt. Aber sie hat sich damit nicht begnügen können. So hat sie nun noch in den letzten Jahren in Israel ein Altenheim für NS-verfolgte Christen geschaffen; dieses Heim wurde nach Gertrud Luckner benannt. Es bietet 20 Insassen eine Heimat. Alle haben eine gemeinsame Vergangenheit während der Zeit der Vernichtung gehabt. Sie standen lange am Rande der Gesellschaft, weil sie für Juden Christen waren, und den meisten Christen erschienen diese Menschen aus dem gewohnten Rahmen fallend, und daher eher unheimlich. Gertrud Luckner hat diesen Menschen eine Heimat geschaffen, so dass sie nun beruhigt und sorglos ihren Lebensabend verbringen können.

Wenn jemand 80 Jahre alt geworden ist, schaut er auf sein Leben zurück, meist lebt er fast völlig in der Vergangenheit. Gertrud Luckner hat für ihre Zukunft noch Pläne, sie möchte das Buch schreiben, auf das wir alle warten, einen Bericht über die Jahre der Verfolgung. Nur sie kann als eine Zeugin uns diesen Bericht geben, wohldokumentiert durch ihr Erleben und die vorliegenden Quellen. Wenn sie selbst über diese Jahre die wissenschaftliche Literatur liest, so pflegt sie meist zu sagen: »Es war doch alles ganz anders.« So wünschen wir ihr noch manches Jahr der Schaffenskraft. Angesichts dessen aber, was sie für unzählige Menschen gewesen ist, gibt es jedoch nur ein Wort, das wir ihr heute zurufen können und das durch die Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille einen konkreten Ausdruck findet: Dank!

II Generalvikar Dr. Robert Schlund: Grusswort

Sehr verehrte Frau Dr. Luckner, mit Freude überbringe ich Ihnen den Gruss und die Glückwünsche unseres Erzbischofs, der in Rom bei der Bischofssynode weilte. Im Nachlass seines Vorgängers Erzbischof Conrad Gröber findet sich eine bemerkenswerte Notiz vom 6. Juni 1946, die den Satz enthält: »Ich selber bin Frau Dr. Luckner für ihre Tätigkeit besonders dankbar, weil sie seit März 1941 in meinem Auftrag und mit meinem Risiko tätig war.« Ihre zähe Tapferkeit, die kein Risiko scheute, um verfolgten jüdischen Menschen zu helfen und beizustehen, und die mutige Spontaneität des Erzbischofs gingen ein geheimes Bündnis ein, das Ihnen, wie ich weiss, in den schweren Jahren – auch im KZ – viel bedeutet hat.

Dieser Tage kam mir ein Sprichwort zu Gesicht, das wie Scheinwerferlicht die damalige Situation beleuchtet, in der Sie anders gehandelt haben:

»Es gibt auf der Erde drei Diebe:
Der eine ist die Antwort: Ich weiss es nicht.
Der andere ist die Antwort: Ich bin es nicht.
Der dritte ist die Antwort: Das geht mich nichts an.«
Sie haben anders gehandelt!

Vor Jahren notierte ich mir einen Text von Martin Buber, dessen Name die hohe Auszeichnung trägt, die Ihnen heute überreicht wird. Ich habe den Text für mich notiert. Sie haben ihn bewahrt. Er trägt die Überschrift: »Was ist zu tun?«: »Wer diese Frage stellt und damit meint: ›Was hat man zu tun?‹ – für den gibt es keine Ant-

wort. ›Man‹ hat nichts zu tun . . . Wer sich damit genug tut, zu erklären oder zu erörtern oder zu fragen, was man zu tun habe, redet und lebt ins Leere. Wer aber die Frage stellt, den Ernst einer Seele auf den Lippen, und meint: ›Was habe ich zu tun?‹ – den nehmen Gefährten bei der Hand, die er nicht kannte und die ihm alsbald vertraut werden, und antworten: ›Du sollst dich nicht vorenthalten.« Die alte, ewige Antwort! Aber ihre Wahrheit ist wieder einmal neu und unberührt.

Du, eingetan in die Schalen, in die dich Gesellschaft, Staat, Kirche, Schule, Wirtschaft, öffentliche Meinung und dein eigener Hochmut gesteckt haben, Mittelbarer unter Mittelbaren, durchbrich deine Schalen, werde unmittelbarer, rühre Mensch die Menschen an! Du sollst helfen. Jeder Mensch, der dir begegnet, bedarf der Seelenhilfe, jeder bedarf deiner Hilfe!«

Das ist es: Sie haben sich nicht vorenthalten!

Sie haben dabei auf den geschaut, der sich nicht vorenthalten hat.

Ich schätze mich glücklich, dass ich Ihnen, verehrte Frau Dr. Luckner, seit Jahren einen bescheidenen Dienst leisten durfte bei Ihrem zweiten Lebenswerk, das aus dem ersten erwachsen ist, dem Freiburger Rundbrief mit seinen »Beiträgen zur christlich-jüdischen Begegnung«. Franz Rosenzweig, der wohl grösste jüdische Denker im neuen Gespräch des Judentums mit der Christenheit, war es, der das in polemisch-apologetisches Aneinandervorbeireden abgesunkene Gespräch auf eine neue Basis gestellt hat. Dabei verlangte er nach seinen eigenen Worten nicht

mehr und nicht weniger als »die theoretische Anerkennung auch von dem Christen«, und zwar nicht etwa die stets problematische »Anerkennung der Zugehörigkeit des einzelnen Juden zum Volk Israel«, sondern »die Anerkennung dieses Volkes Israel selber vom Standpunkt christlicher Theologie«. Gleichzeitig hat er im »Stern der Erlösung« das Christentum ausdrücklich als gemeinsam mit dem Judentum vor Gott sich findenden Heilsweg anerkannt, mit der Positionsbestimmung: »Wir sind schon am Ziel, ihr seid noch auf dem Weg.« Damit hat Rosenzweig den Grund zu einem erneuerten, verständnisvolleren jüdisch-christlichen und christlich-jüdischen Gespräch gelegt, der so lange fehlte, wie das relative Geltenlassen der heilsgeschichtlichen Funktion des Partners nicht deutlicher ins Bewusstsein gehoben war.

Vielleicht darf beim heutigen Anlass daran erinnert werden: Während seiner verschiedenen Aufenthalte in Freiburg wollte Franz Rosenzweig stets im Schatten des Münsters wohnen, am Münsterplatz 15 (heutige städtische Bibliothek) und in der Herrenstrasse 32: »Du schreibst vom Münsterplatz« – heisst es in einem Brief –, »so sehr war ich da zu Hause. In allen Jahreszeiten bei Tag und Nacht und bei jedem Wetter, draussen und drinnen. Sogar mehr als in unserem alten Haus in Kassel, wo ich meine ersten 18 Jahre zugebracht habe« (Briefe und Tagebücher, Den

Haag 1979, 473). Nach seiner Rückkehr aus dem 1. Weltkrieg hat er sein Hauptwerk, den »Stern der Erlösung«, in Freiburg zu Ende geschrieben, und zwar wiederum am Münsterplatz, im Domhotel Geist.

Das lange vergessene Wort des Propheten Amos ist immer noch einzuholen: »Können zwei miteinander gehen, wenn sie sich nicht verabredet haben« (Amos 3, 3) – wobei nicht wir uns verabredet haben, sondern der Gott der Offenbarung hat uns – Juden und Christen – »verabredet«.

Wenn am heutigen Tag eine Bitte gestattet ist, verehrte Frau Dr. Luckner, dann ist es diese, die zugleich ein Segenswunsch ist: Es möge Ihnen vergönnt sein, uns die »Erinnerung« Ihres Lebens aufzubewahren und zu überliefern! Es beeindruckt mich immer wieder, wenn ich Texte aus dem Alten Testament lese oder die Psalmen bete oder an die jüdische Hausliturgie denke: Das Volk Israel ist ein Volk, das aus einem grossen lebendigen Gedächtnis lebt. Wir Heutigen sind weithin eine Generation ohne Gedächtnis – und darum oft auch undankbar.

Die Mitte des Gottesdienstes, den wir im Münster feiern, heisst »memoria« – Gedächtnis. Und in der Mitte dieses Gedächtnisses steht zweimal das Wort »Dank«. »Er dankte wiederum.« Dies soll mein letztes Wort sein, mein Grusswort an Sie am heutigen Tag – und darüber hinaus.

Der Text der Verleihungsurkunde:

»Der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit e. V. verleiht

FRAU DR. GERTRUD LUCKNER

in Würdigung ihres unermüdlichen Eintretens für ein besseres Verhältnis von Christen und Juden, ihrer Redaktion des »Freiburger Rundbriefes« seit seiner Gründung 1948 bis zum heutigen Tag, ihrer unter schweren persönlichen Opfern und Leiden bewiesenen Solidarität mit den Juden in einer Zeit, in der Menschlichkeit als Verbrechen gebrandmarkt wurde, anlässlich ihres 80. Geburtstages die Buber-Rosenzweig-Medaille 1980 des

DEUTSCHEN KOORDINIERUNGSRATES

Die Vorsitzenden:

*P. Prior Dr. W. P. Eckert OP
Landesrabbiner Dr. N. P. Levinson
Akademiedirektor Pfarrer M. Stöhr«*

Das Programm der Feierstunde:

Sonntag, 19. Oktober 1980, 11.30 Uhr
Aula des Rathauses Freiburg i. Br.

Musik Joseph Haydn: Quartett Nr. 13
Allegro moderato

Grussworte P. Prior Dr. W. P. Eckert OP,
kath. Vorsitzender des DKR
Oberbürgermeister Dr. Eugen Keidel
Generalvikar Dr. Robert Schlund
Prälat Dr. Hans Bornhäuser

VERLEIHUNG DER
BUBER-ROSENZWEIG-MEDAILLE 1980
AN FRAU DR. GERTRUD LUCKNER

Laudatio Dr. Ernst-Ludwig Ehrlich

Überreichung Landesrabbiner Dr. N. P. Levinson,
der Medaille jüd. Vorsitzender des DKR,
und Akademiedirektor
Pfarrer Martin Stöhr,
evang. Vorsitzender des DKR

Antwort der Preisträgerin

Schlusswort Landesrabbiner Dr. N. P. Levinson

Musik Joseph Haydn: Quartett Nr. 29
Andante gracioso

Ausführende ein Quartett des Philharmonischen
Orchesters Freiburg

7 Erzbischof von Paris: Jean-Marie Lustiger

Die folgenden Sätze entnehmen wir »Christ in der Gegenwart« Nr. 7 (Freiburg i. Br., 15. 2. 1981) und bringen ferner aus der »Allgemeinen jüdischen Wochenzeitung« XXVI/8 (Düsseldorf, 20. 2. 1981), mit freundlicher Genehmigung ihrer Redaktion, leicht gekürzt den folgenden Beitrag:

»Christ in der Gegenwart« schreibt: »Ein wichtiger Schritt für die Kirche Frankreichs ist Anfang Februar [1981] gemacht worden: Zum neuen Erzbischof von Paris, und damit zum Nachfolger des 76jährigen Kardinal Marty, ist der bisherige Bischof von Orléans, *Jean-Marie Lustiger*, ernannt worden. Er wird nun in den nächsten Jahren das Schicksal der französischen Kirche entscheidend mitbe-

stimmen. In Frankreich selbst war das Echo auf diese Ernennung sehr positiv... er ist mit den Problemen der Grossstadt Paris durch jahrelange Seelsorgererfahrung vertraut... Von 1940–1944 hatte er ein unruhiges Leben, teilweise musste er mit seinem Vater in den Untergrund gehen, um der Judendeportation zu entgehen. Seine Mutter wurde gefasst und nach Auschwitz gebracht, wo sie 1943 ermordet wurde. Nach der Befreiung studierte er an der Sorbonne, wo er seine Licence machte, in dieser Zeit war er Leiter der Jeunesse Etudiante Chrétienne (JEC), der katholischen studierenden Juden. Seinen Soldatendienst leistete er in Deutschland ab, wo er in Rastatt und